

HANS-JOCHEN SCHIEWER

Innovation und Konventionalisierung

Wirnts „Wigalois“ und der Umgang mit Autor und Werk

Hans-Jochen Schiewer (Freiburg i. Br.)

Innovation und Konventionalisierung

Wirnts ›Wigalois‹ und der Umgang mit Autor und Werk

»Die Deutschen neigen dazu, bestimmte Autoren als ›Klassiker‹ zu etablieren: Goethe, Schiller, Kleist und Hebbel, zur Not noch Lessing, [...].«¹ Dieser Satz steht am Beginn des Buchs, das Benno von Wiese über Karl Leberecht Immermann, den Erfinder der Epigonalität, geschrieben hat. Immermann selbst zählt Wiese wie Jean Paul, Clemens von Brentano, Christoph Martin Wieland, Heinrich Heine und Ludwig Börne zu den ›Anti-Klassikern‹, zu denen, die das gebildete Publikum der Gegenwart glaubt vernachlässigen zu dürfen.

Auch die Mediävistik lebt – trotz des erweiterten Literaturbegriffs – mit einem literarischen Kanon im Kopf,² den uns die Literaturgeschichtsschreibung seit ihren Anfängen weitergegeben hat und der uns schon als mittelalterlicher Kanon im Literaturexkurs Gottfrieds von Straßburg und den Literaturkatalogen Rudolfs von Ems bestätigt wird: Heinrich von Veldeke – Hartmann von Aue – Wolfram von Eschenbach – Gottfried von Straßburg – Reinmar – Walther von der Vogelweide.³ Die ›Anti-Klassiker‹ wären dann, folgten wir der Begrifflichkeit Benno von Wieses, Autoren wie Ulrich von Zatzikhoven, Wirnt von Grafenberg, Rudolf von Ems und der Stricker.

Die genannte Reihe ›klassischer‹ Autoren der Altgermanistik steht für die qualitativ bedeutsame literaturgeschichtliche Zäsur, die mit der höfischen Literatur um 1200 verbunden wird, und jeder der genannten Autoren darf für sich in Anspruch nehmen, für literarische Innovationen einzustehen, nicht im Sinne von Originalität,⁴ wie sie sich seit dem späten 18. Jahrhundert entwickelt, aber nach den Parametern von Erstmaligkeit und formaler und sprachlicher Virtuoso-

¹ Benno von Wiese, Karl Immermann. Sein Werk und sein Leben, Bad Homburg usw. 1969, S. 11.

² Karl Stackmann, Das neue Verfasserlexikon. Mehr als ein Nachschlagewerk, in: ZfdA 129 (2000), S. 378–387, plädiert nachdrücklich dafür, daß der erweiterte Literaturbegriff, der den Zuschnitt des ›Verfasserlexikons‹ prägte, nicht mit dem Arbeitsbereich der germanistischen Mediävistik gleichgesetzt werden darf: »Es [das Fach – Verf.] muß den Mut haben, sich um literarische Werke von Rang herum zu organisieren.« (S. 386).

³ Gottfried von Straßburg, Tristan und Isolde, nach dem Text von Friedrich Ranke mit Übers. u. Kommentar hg. v. Rüdiger Krohn, Bd. 1–3 (RUB 4471–73), Stuttgart 1980 u. ö., V. 462iff. Die Nennung Bliggers von Steinach (V. 469iff.) soll hier nicht diskutiert werden; vgl. dazu Rudolf von Ems, Willehalm von Orlens, hg. v. Victor Junk (Nachdruck d. Ausg. Berlin 1905), Dublin/Zürich 1967, V. 2234ff. u. ders., Alexander, hg. v. Victor Junk (Nachdruck d. Ausg. Berlin 1928–29), Darmstadt 1970, V. 3219ff.

⁴ Friedrich Vollhardt, Originalität, in: RLW 2 (2000), S. 768f.

sität.⁵ Für den Bereich des Artusromans läßt sich diese Innovation als expliziter und damit bewußter Bruch mit der eigenen literarischen Tradition fassen, wenn Chrétien de Troyes im Prolog von ›Erec et Enide‹ von der *molt bele conjointure* spricht,⁶ die erst den Wert des Alten erkennbar werden läßt, die erst aus den Geschichten über Artus, wie sie erzählt werden, eine sinnstiftende Geschichte macht. Es ist eine Innovation auf strukturell-narrativer Ebene, die sich explizit von vorgängigen Erzählweisen absetzt.⁷

Diese vorgängigen Erzählweisen und narrativen Modelle sind ein wichtiger Ausgangspunkt meines Interesses, denn es handelt sich dabei um die weitgehend fehlende Folie, auf der die Leistung Chrétiens und in seiner Nachfolge Hartmanns zu beurteilen ist. Chrétien führt im ›Erec‹-Prolog ein Gespräch mit dem Publikum, dessen literarische Grundlagen wir kaum kennen. Wir kennen mit wenigen Ausnahmen nur das Andere, d. h. die neue Qualität der höfischen Literatur, nicht das Alte, was dieser Literatur im profanen Bereich vorausgeht. Einige wenige Spuren finden sich im gelehrten hochmittelalterlichen Literaturbetrieb,⁸ aber das literarische Profil profaner höfischer Erzählliteratur ist aufgrund von deren weitgehender Mündlichkeit vor 1150 nicht faßbar. Ich werde deshalb auf den ›Lanzelet‹ Ulrichs von Zatzikhoven zurückgreifen, um überhaupt ein Modell des arthurischen Erzählens zu haben, von dem sich Chrétien abgesetzt haben könnte.⁹

⁵ Ursula Schulze, Die Höfische Literaturperiode um 1200 – ein Modellfall literaturgeschichtlicher Epochenbildung?, in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 49 (2002), S. 248–262, spricht von einem ›komplexen Innovationsschub‹ (S. 255, 261) um 1200 als Epochensignatur, demgegenüber die Folgezeit als »leichtgewichtig und kaum zentralisiert« (S. 261) erscheint. Die präepochale literarische Kommunikation ist für sie auf den geistlichen Bereich beschränkt (S. 256).

⁶ Chrétien de Troyes, Erec et Enide / Erec und Enide, Altfrz./Dt., übers. u. hg. v. Albert Gier (RUB 8360), Stuttgart 1987, S. 5: »Im Sprichwort des Bauern heißt es, man pflüge manches zu verachten, was viel mehr wert sei, als man annehme [...]. Darum sagt Chrétien von Troyes, es sei vernünftig, daß jeder immerfort darauf sinne und sich befleißige, Gutes zu reden und Nützliches mitzuteilen; und er bringt seinerseits eine Reihe von Ereignissen, wie sie erzählt werden, in einen geordneten Zusammenhang, [...].« (V. 1–3, 9–14).

⁷ Walter Haug, Literaturtheorie im deutschen Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts, 2., überarb. u. erw. Aufl., Darmstadt 1992; Franz Josef Worstbrock, Wiedererzählen und Übersetzen, in: Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche, Neuansätze, hg. v. Walter Haug (Fortuna vitrea 16), Tübingen 1999, S. 128–142.

⁸ Hans-Jochen Schiewer, Ludwig, Otto, Heinrich und das ›Schneekind‹. Hofliteratur und Klerikerkultur im literarischen Frühmittelalter, in: Literatur – Geschichte – Literaturgeschichte. Beiträge zur mediävistischen Literaturwissenschaft. Festschrift für Volker Honemann zum 60. Geburtstag, hg. von Nine Miedema u. Rudolf Suntrup, Frankfurt a. M. usw. 2003, S. 73–88.

⁹ Zur literaturgeschichtlichen Stellung des ›Lanzelet‹ vgl. Anm. 31 u. 34.

Mit den ›klassisch-kanonischen‹ Autoren und ihren Werken verbinden sich ästhetische Innovationen, Experimente und Wagnisse. Es ist der Zeitraum von 1175 bis 1220. Glauben wir der Literaturgeschichtsschreibung, ist es eine Zeit fast ausschließlich innovatorischer literarischer Produktivität, zumindest wenn wir uns auf den Bereich der höfischen Literatur beschränken. Spätestens 1220 beginnt dann auf den traditionellen Feldern der höfischen Literatur eine Periode der Stagnation und der Serialität, des Manierismus und der Konzeptionslosigkeit.¹⁰ Alles, was nicht an den Rang der ›kanonischen‹ Autoren heranreicht, wird nachklassisch, späthöfisch und im schlimmsten Fall epigonal.¹¹ Was sich nicht mit den innovativen Entwürfen messen kann, bleibt allenfalls phänomenologisch interessant, schneidet in der literarischen Wertung aber schlecht ab.

Mein Interesse richtet sich daher im ersten Teil des Aufsatzes auf die Frage, in welchem Verhältnis die ästhetischen Wagnisse und Innovationen der sogenannten kanonischen Autoren zum literarischen ›Grundrauschen‹¹² stehen, wenn man so will, zur vorgängigen ›literarischen Normalität‹. Im zweiten Teil werde ich versuchen, dem Gespräch¹³ zuzuhören, das das literarisch gebildete bzw. interessierte Publikum des 13. und 14. Jahrhunderts über ›Klassiker‹ und ›Anti-Klassiker‹ führt. Dieses Gespräch ist zwar verloren, aber es hinterläßt Spuren, die einen Text – in durchaus unterschiedlichen Aggregatzuständen – immer wieder auftauchen lassen. Diese Spuren dokumentieren das fortdauernde Interesse und zugleich die fortdauernde Funktionalität eines Textes oder Stoffes, als

¹⁰ L. Peter Johnson, *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit*, Bd. 2/1: Die höfische Literatur der Blütezeit (1160/70–1220/30), Tübingen 1999, S. 3–5.

¹¹ Wolfgang Harms, *Epigone*, RLW 1 (1997), S. 457–59; Hans-Jochen Schiewer, *Der ›Club der toten Dichter‹. Beobachtungen zur Generation nach Walther*, in: *Walther von der Vogelweide. Beiträge zu Produktion, Edition und Rezeption*, hg. v. Thomas Bein (Walther-Studien 1), Frankfurt a. M. usw. 2002, S. 249–276.

¹² Martin Baisch, *Anekdotische Varianz. Untersuchungen zur kulturellen Funktion mittelalterlicher Überlieferung am Beispiel der Handschriftengruppe um den Cgm 19 und den Cgm 51*, Berlin, Diss. phil. 2000, S. 19.

¹³ Ich verzichte bewußt auf die Verwendung des poststrukturalistischen Diskursbegriffs und wähle den Begriff ›Gespräch‹. Einerseits genügt der von mir betrachtete Ausschnitt der Rezeption nicht, um den Anspruch zu erheben, gesellschaftliche Wissenssysteme repräsentativ auf meine Fragestellung hin analysiert zu haben. Andererseits will ich den Begriff ›Gespräch‹ ganz wörtlich verstanden wissen, denn die Verständigung über Literatur ist auch stets Ergebnis der Kommunikation unter literarisch interessierten Individuen. Diese Gespräche sind verklungen und für die hier interessierende Epoche nicht rekonstruierbar, ihre Existenz ist aber in Zeugnissen wie dem ›Reisebrief‹ Konrads von Querfurt erkennbar und verfolgbar, der anlässlich einer Italienreise 1196 an den Hildesheimer Dompropst Hartbert von Dalem besuchte Orte in Italien und eigene Kenntnisse der antiken Literatur miteinander in Beziehung setzte. Vgl. G. Bach, *Konrad von Querfurt, Kanzler Heinrichs VI., Bischof von Hildesheim und Würzburg* (Studien zur Geschichte und Kunst im Bistum Hildesheim 1), Hildesheim 1988, S. 84–89 in dt. Übersetzung; lat. Text: MGH *Scriptores* 21, Hannover 1896, S. 193–96. Für diese Anregung danke ich Timothy McFarland (London).

Medium der Selbstverständigung zu dienen. Anders als eine retrospektive literarische Wertung erlaubt es dieser Zugang, die Wertigkeit und Bedeutung eines Werkes aus seiner mittelalterlichen Rezeptionsgeschichte heraus zu beschreiben.

I. Wirnts ›Wigalois‹ – bewußte Abgrenzung

Ich wähle als Beispiel den ›Wigalois‹ des Wirnt von Grafenberg.¹⁴ Es ist ein Artusroman, der noch der ›klassischen‹ höfischen Literatur angehört (Entstehung bald nach 1210), der die Kenntnis seiner Vorgänger deutlich signalisiert, aber – so meine These – deren ästhetisch-innovatorische Vorgaben zugleich souverän ignoriert, dessen Beliebtheit bis ins 15. Jahrhundert nur von Wolframs ›Parzival‹ übertroffen wird, dessen produktives Weiterwirken aber wesentlich über die Rezeption des ›Parzival‹ hinausreicht. Illustrationszyklen schmücken Handschriften vom 14. bis zum 15. Jahrhundert. Eine Prosafassung des Textes aus dem 15. Jahrhundert paßt den Text an den neuen Zeitgeschmack an und ermöglicht dem ›Wigalois‹ den Sprung in den Buchdruck und ins 16. Jahrhundert. Im 15. Jahrhundert entsteht auf der Grundlage der Prosafassung eine jiddische Fassung, der ›Widuwilt‹.¹⁵

In dem höfischen Märe ›Der Welt Lohn‹ wird der Autor Wirnt von Grafenberg zu einer literarischen Gestalt. Verfasser dieser Erzählung ist einer der produktivsten und profiliertesten Autoren der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, Konrad von Würzburg.

Literarisches ›Grundrauschen‹

... her Wolfram,
ein wîse man von Eschenbach;
sîn herze ist ganzes sinnes dach;
leien munt nie baz gesprach.
(V. 6343–46)

Dieses Lob Wolframs ist in der Literaturwissenschaft fast sprichwörtlich geworden. Wirnt signalisiert mit diesem Hinweis, daß er seinen Artusroman über seinen Helden Gwi von Galois, kurz Wigalois, oder auch den ›Ritter mit dem Rad‹ in Kenntnis der Werke Wolframs schrieb.¹⁶ Eingebettet ist das Lob Wolf-

¹⁴ Wirnt von Grafenberg, Wigalois. Der Ritter mit dem Rade, hg. v. J. M. N. Kapteyn (Rheinische Beiträge und Hülfsbücher zur germanischen Philologie und Volkskunde 9), Bonn 1926. Vgl. zum Forschungsstand Hans-Joachim Ziegler, Wirnt von Grafenberg, in: ²VL 10 (1999), Sp. 1252–1267.

¹⁵ Achim Jäger, Ein jüdischer Artusritter. Studien zum jüdisch-deutschen ›Widuwilt‹ (›Artushof‹) und zum ›Wigalois‹ des Wirnt von Gravenberc (Conditio Judaica 32), Tübingen 2000.

¹⁶ Seit Friedrich Neumann, Wann verfaßte Wirnt den ›Wigalois‹?, in: ZfdA 93 (1964), S. 165–194, hier S. 166–169, 193f., geht die Forschung davon aus, daß Wirnt in Kenntnis des gesamten ›Parzival‹ schrieb. Die Kenntnis des ›Willehalm‹ wird aufgrund des

rams in die Beschreibung des wilden ›Waldweibs‹ Ruel, dem Wigalois auf seinem Weg in das Reich des Teufelsbündlers Roaz begegnet. Die Stelle wechselt zwischen einer Beschreibung dieser maßlos häßlichen Frau und Anspielungen auf literarische Gestalten vorausgehender Artusromane. Erwähnung finden Jeschute und Enite. Der Autor Wirnt von Grafenberg positioniert sich an dieser Stelle erneut innerhalb der literarischen Szene. Hartmann und Wolfram sind für ihn die Bezugsgrößen; Gottfried findet keine Erwähnung.¹⁷

Die Beschreibung der wilden Frau Ruel dürfte ein literaturkundiges Publikum Wirnts zweifelsohne an die Gralsbotin Cundrie erinnern haben, die Wolfram ähnlich beschrieb, als sie an den Artushof kam, um Parzival zu verfluchen.¹⁸ Markante Unterschiede gibt es allerdings: Cundrie ist gebildet und trägt nur Haute Couture. Der Kunstgriff von Wirnt besteht nun darin, daß er seine wilde Frau nicht mit dem offensichtlichen Vorbild, sondern mit fraglos schönen Frauen vergleicht, und zwar zuerst mit der Protagonistin seines eigenen Romans, Larie, sodann mit Enite, der schönen Frau Erecs, und schließlich mit Jeschute aus Wolframs ›Parzival‹.

*als uns diu âventiure seit,
sô was diu schoene Lârîe
schoener danne ir drîe.
der rücke was ir ûf gebogen,
dâ engegen ein hover ûz gezogen
ob dem herzen als ein huot.
hêt iemen von ir hôhen muot,
dern sach der vrouwen Ênîten niht,
wan der herre Hartman giht,
daz waer gar ûz dem strîte
ezn waere vrouwe Ênîte
ze Karidôl diu schoenste maget,
als im sîn meister hêt gesaget.
ir brüste nider hiengen;
die sîten si beviengen
gelîch zwein grôzen taschen dâ.
[...]
swen si ir minne solde wern,
daz waer ein sûrez trûten.*

romanschließenden Feldzugs gegen Lion (V. 9800–11685) diskutiert, ist aber keineswegs zwingend. Zustimmung vor allem Werner Schröder, *Der synkretistische Roman des Wirnt von Gravenberg. Unerledigte Fragen an den ›Wigalois‹*, in: *Euphorion* 80 (1986), S. 235–277, hier S. 241–252.

¹⁷ Peter Kern, *Die Auseinandersetzung mit der Gattungstradition im ›Wigalois‹ Wirnts von Grafenberg*, in: *Artusroman und Intertextualität*, hg. v. Friedrich Wolfzettel, Gießen 1990, S. 73–84, hier S. 77f.

¹⁸ Generell zur häßlichen Frau der mittelhochdeutschen Literatur Ingrid Kasten, *Häßliche Frauenfiguren in der Literatur des Mittelalters*, in: *Auf der Suche nach der Frau im Mittelalter. Fragen, Quellen, Antworten*, hg. v. Bea Lundt, München 1991, S. 255–276, hier S. 268–276.

ir lîp der vrouwen Jeshûten,¹⁹
diu dâ was sô saelden rîch,
was des tages ungelîch
dô si in ir gezelte slief
und si Parzivâl an lief.
 [...]

si wârn gelîch, als ich ez weiz,
reht als ein bin einer geiz.
disiu was ungehiure;
sô was Jeshûten tiure
 [...] ²⁰
 (V. 6301–6341)

Wirnt spielt angesichts der Notwendigkeit, eine häßliche Frau zu beschreiben, auf die Schönheitsbeschreibungen seiner Kollegen an, d. h., er nutzt diese Stelle, um Aufmerksamkeit zu erregen, um anhand der *personarum descriptio a corpore* künstlerische Kompetenz zu beweisen²¹ und um zugleich an einem prominenten Ort des Textes seine eigene literarische Stellung zu markieren.²² Er ist sich der Vorgängerschaft Hartmanns und Wolframs bewußt, setzt mit der Anspielung ein poetologisches Signal und markiert ein deutliches Bewußtsein für seinen literarischen Ort: Die Stelle ist weder ein struktureller Knotenpunkt noch der erste Hinweis auf göttliche Auserwähltheit des Protagonisten Wigalois. Die Referenz auf die Schönheitsbeschreibungen seiner Vorgänger ist Hinweis darauf, daß Wirnt bestimmte literarische Erwartungen nicht erfüllen will, die sich mit der eigenen Positionierung in der literarischen Reihe verknüpfen könnten, und zwar auf der narrativ-strukturellen Ebene:

¹⁹ Wirnt muß auf Jeschute zurückgreifen, weil Wolfram deren körperliche Schönheit tatsächlich beschreibt (V. 130,3–25): Vergleichbares berichtet Wolfram nicht über Parzivals spätere Frau Condwiramurs. Ihre Schönheit bleibt vollkommen profillos.

²⁰ Häßlichkeit und Stärke machen anders als bei Larie, Enite und Jeschute die Liebe mit Ruel zur Qual: *Daz wîp dûht in unsüeze: / starkiu bein, krumbe vüeze / hêt si, sus was si gestalt. / ein kurziu naht diu machet in alt / swer bî ir solde sîn gelegen; / sô süezer minne kunde si pflegen. / si hiez diu starke Rûel / und was so vreisliche snel / daz ir dehein tier entran* (V. 6347–55).

²¹ Zur Relevanz von Dilatatio und Abbreuiatio vgl. Franz Josef Worstbrock, Dilatatio materiae. Zur Poetik des ›Erec‹ Hartmanns von Aue, in: Frühmittelalterliche Studien 19 (1985), S. 1–30; Puella bella. Die Beschreibung der schönen Frau in der Minnelyrik des 12. und 13. Jahrhunderts, hg. v. Rüdiger Krohn (Helfant-Texte 6), Stuttgart 1986, S. 114–122.

²² Klaus Grubmüller, Artusroman und Heilsbringerethos. Zum ›Wigalois‹ des Wirnt von Gravenberg, in: PBB 107 (1986), S. 218–239, hier S. 228–236, sieht in dieser Stelle eine genaue strukturelle Parallele zum ›Parzival‹, denn auch Wigalois werde durch das Versagen seiner ritterlichen Fähigkeiten in der Begegnung mit Ruel mit dem *zwîvel* konfrontiert. Ähnlich bedeutsam liest Kern (Anm. 17), S. 78, diese Stelle: »Vor der in den literarischen Vergleichen präsenten Gattungstradition entwickelt Wirnt also modellhaft seine gegenüber dem klassischen Muster stärker religiös geprägte Auffassung vom Aventurenglück des Helden.«

- Auf der strukturellen Ebene unterscheidet sich sein Artusroman deutlich von den aufgerufenen Vorgängern, die *bele conjointure* ist wieder zurückgenommen. Dem symbolstrukturell konzipierten Doppelweg steht eine lineare Aufstiegsstruktur gegenüber.²³
- Auf der personalen Ebene zeigt sich der gleiche Befund: Hartmann zeichnet von Erec das Bild des jugendlichen Heißsporns und zeigt Iwein beständig im Konflikt zwischen *êre* und *minne*.²⁴ Gleiches gilt für Wolframs Parzival, der Souveränität und Selbstbeherrschung erst am Schluß des Buches erlangt. Beispielfhaft verweise ich auf die schon sprichwörtlich gewordene ›doppelte Probe‹, Parzivals Begegnung mit dem *redespaehen man* bei seinem ersten Aufenthalt in Munsalvaesche, wo er sich, um seine Affekte zu beherrschen, die eigenen Fingernägel unter die Haut jagt (V. 229,1–22).²⁵ Dergleichen ficht Wirnts Helden Wigalois nicht an. Das Bild seines literarischen Charakters ist ebenso linear wie die Struktur seiner Geschichte.
- Im intertextuellen Bereich fehlt es in Wirnts Werk nicht an Bezugnahmen auf seine Vorgänger, aber auch hier dekomplexiert er die zitierten literarischen Motive: Iweins Identitätsverlust im Wahnsinn und Wigalois' Identitätsverlust nach tiefer Bewußtlosigkeit nach dem Kampf mit dem Drachen Pftan bilden zwar Motivparallelen, aber was für Iwein zum ›rite de passage‹ wird, ist für Wigalois eine schnell behobene Irritation.²⁶

Sollen wir Wirnt von Grafenberg unterstellen, daß er seine Vorgänger kennt und benennt ohne Bewußtsein für deren komplexes Erzählen, für deren poetische Komplexität, für deren an Wertkonkurrenzen orientierte Sinnstiftung? Ein belesener Autor ohne literarische Kompetenz kann Wirnt – wie gezeigt – nicht sein. Dagegen spricht die genaue Bezugnahme auf Vorgänger und Inhalte vorgängiger Werke. Dagegen spricht auch die Buchmetapher, mit der der Prolog beginnt: *Wer hât mich guoter ûf getân?* (V. 1) und die programmatische Sinnstiftungsformel: *Es geht ihm um guotiu rede und guot getât* (V. 97), nicht um

²³ Volker Mertens, Iwein und Gwigalois. Der Weg zur Landesherrschaft, in: GRM NF 31 (1981), S. 14–31, hier das Strukturmodell S. 20; ders., ›gewisse lêre‹. Zum Verhältnis von Fiktion und Didaxe im späten deutschen Artusroman, in: Artusroman und Intertextualität, hg. v. Friedrich Wolfzettel (Beiträge zur deutschen Philologie 67), Gießen 1990, S. 85–106, hier S. 86–89.

²⁴ Matthias Meyer, Struktur und Person im Artusroman, in: Erzählstrukturen der Artusliteratur. Forschungsgeschichte und neue Ansätze, hg. v. Friedrich Wolfzettel, Tübingen 1999, S. 145–163, hat theoretisch abgesichert gezeigt, wie entscheidend die Analyse der literarischen Charaktere in Hartmanns Artusromanen ist und damit deutlich gemacht, welche Defizite eine allein strukturelle Lesart in sich birgt.

²⁵ Volker Mertens, Parzivals doppelte Probe, in: ZfdA 108 (1980), S. 323–339.

²⁶ Der Wahnsinn von Wigalois ist antithetisch auf Iwein zu beziehen, denn eine Identitäts- und damit zugleich eine Idealitätskrise ist damit nicht verbunden. Vgl. bestätigend Kern (Anm. 17), S. 77; Frank Ringeler, Zur Konzeption der Protagonistenidentität im deutschen Artusroman um 1200. Aspekte einer Gattungspoetik (Europäische Hochschulschriften I, 1752), Frankfurt a. M. usw. 2000, S. 218.

der *âventiure meine* (Gottfried von Straßburg, ›Tristan‹, V. 4626f.: *wie er mit rede figieret / der âventiure meine!*): Wirnt will belehren.²⁷ Darauf zielt seine Publikumsschelte: *wer mac den guot gelêren / der ein valschez herze treit?* (V. 118f.). Sinnstiftung vollzieht sich im ›Wigalois‹ vordergründig, in der Sentenz, in klaren Schwarz-Weiß-Zeichnungen und in predigthafter Paränese.²⁸ Dignität gewinnt der ›Wigalois‹ nicht über narrative Strukturen, sondern über den autoritativen Anspruch des Diskurses im ethisch-moralischen Sinne.²⁹ Zugleich emanzipiert sich Wirnt aus der Abhängigkeit von einer Vorlage und gewinnt damit die Freiheit, unterschiedliche Erzählmuster zu kombinieren (Legende, Visionsliteratur, Chanson de geste).³⁰ Auch hierin zeigt sich seine literarische Bildung und Kompetenz. In dieser Hinsicht geht er einen Schritt weiter als Wolfram im ›Parzival‹. Anders als alle seine Vorgänger stützt sich Wirnt auf keine schriftliche Vorlage, sondern eine mündliche ›reportatio‹. Er hält es offenbar nicht einmal für nötig, ein *buoch* zu fingieren. Nach eigener Aussage erhielt er die Geschichte mündlich vermittelt: Ein Knappe erzählte sie ihm (V. 11686–11692).

Gerade diese klare Positionierung hinsichtlich des literarischen Ortes und der Sinnstiftung und diese explizite Loslösung von einer Vorlage sind ein klarer Hinweis darauf, daß der Autor Wirnt weiß, was ihn von Hartmann und Wolfram unterscheidet und daß die bewußte Bezugnahme auf diese beiden Vorgänger eine bewußte Abgrenzung bedeutet, und zwar auf der strukturellen, gestalterischen und sinnstiftenden Ebene. Die Themen – unter Einbeziehung des ›Parzival‹ – bleiben gleich: ritterliche Bewährung, Transzendenz und Friedensherrschaft. Mit seinen narrativen und sinnvermittelnden Strategien greift Wirnt aber auf ältere narrative Modelle zurück, Modelle, von denen sich Chrétien im ›Erec‹-Prolog abgesetzt hat.

²⁷ Mertens, *gewisse lêre* (Anm. 23), S. 88f.

²⁸ Hans-Jochen Schiewer, *Prädestination und Fiktionalität in Wirnts ›Wigalois‹*, in: *Fiktionalität im Artusroman*, hg. v. Volker Mertens und Friedrich Wolfzettel, Tübingen 1993, S. 146–159, hier S. 156; Elisabeth Lienert, *Zur Pragmatik höfischen Erzählens. Erzähler und Erzählerkommentare in Wirnts von Gravenberc ›Wigalois‹*, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 234 (1997), S. 263–276, hier S. 272.

²⁹ Die vordergründige Paränese findet bei modernen Interpreten wenig Gefallen, die einer symbolisch oder strukturell kodierten Didaxe einen weitaus höheren literarischen Wert beimessen, vgl. zuletzt Lienert (Anm. 28), S. 274f. Der Erzähler setzt damit aber nur den Anspruch des Prologs zu belehren – für j e d e n nachvollziehbar – um und integriert mit der belehrenden Hinwendung zum Publikum den seriösen Typ des Lehrgesprächs, der sich auch in der Belehrung von Wigalois durch seinen Vater Gawein findet (V. 11518ff.), vgl. Hans Joachim Kästner, *Mittelalterliche Lehrgespräche. Textlinguistische Analysen, Studien zur poetischen Funktion und pädagogischen Intention* (PhStuQ 94), Berlin 1978, insbes. S. 80–84.

³⁰ Schiewer (Anm. 28), S. 154–159.

Die Folie

Greifbar in der deutschen Literaturgeschichte sind diese älteren narrativen Modelle im ›Lanzelet‹ Ulrichs von Zatzikhoven, dessen Quellenberufung ich nicht bezweifele:³¹

*als ich inch berihte,
so enist dâ von noch zuo geleit,
wan als ein welschez buoch seit,
daz uns von êrst wart erkant,
dô der künec von Engellant
wart gevangen [...]
(V. 9322–9327)*

*Hûc von Morville
hieß der selben gîsel ein,
in des gewalt uns vor erschein
daz welsche buoch von Lanzelete.
(V. 9338–41)³²*

Das ›welsche Buch‹, das Huc de Morville als Geisel für Richard Löwenherz mit nach Deutschland brachte, repräsentiert nicht nur ein im Vergleich mit Chrétien und Hartmann arthurisches Erzählmodell sui generis, sondern auch ein älteres

³¹ Die Identifizierung des Autors mit einem Plebanus, der in einer St. Galler Urkunde vom 29. März 1214 genannt wird, ist zwar communis opinio, aber alles andere als zwingend. Zurecht hat Michael Bärmann, Ulrich von Zatzikhoven und die Entstehung des mittelhochdeutschen ›Lanzelet‹-Romans. Überlegungen zur Herkunft des Dichters und zur Gönnerschaft, in: Das Markgräflerland 2 (1989), S. 62–84, Bedenken angemeldet, aber mit dem Weiler Zizingen bei Neuenburg am Rhein kein Angebot machen können, das höhere Verbindlichkeit beanspruchen kann. Verbindlich sind vor allem im Hinblick auf Datierung und Verortung die Angaben zur Gefangennahme Richards Löwenherz und zur Stellung der Geiseln, unter denen allerdings Hugo von Morville nicht urkundlich genannt wird. Gemeinhin wird er mit dem gleichnamigen miles identifiziert, der an der Tötung Thomas Becketts 1170 beteiligt war, vgl. Ulrike Zellmann, Lanzelet. Der biographische Artusroman als Auslegungsschema dynastischer Wissensbildung (Studia humaniora 28), Düsseldorf 1996, S. 25f. Einen dritten Träger dieses Namens glaubt Nicola McLelland, Ulrich von Zatzikhoven's ›Lanzelet‹. Narrative Style and Entertainment (Arthurian Studies 46), Cambridge 2000, S. 5, identifizieren zu können. In jedem Fall verliert sich die urkundliche Spur 1202. Es gibt daher keine zwingenden Gründe, die ungewöhnliche und präzise Angabe zur Herkunft der Vorlage zu bezweifeln. Der Einwand von Markku Kantola, Studien zur Reimsprache des Lanzelet Ulrichs von Zatzikhoven. Ein Beitrag zur Vorlagenfrage (Annales Universitatis Turkuensis B 157), Turku 1982, S. 165, daß die Vorlage aus dem rheinischen bzw. mittelniederländischen Sprachgebiet gekommen sein muß, kann ohne nähere Kenntnis der Entstehungsbedingungen die Annahme einer anglo-normannischen Vorlage nicht in Frage stellen. Vgl. dazu auch Jürgen Wolf, Buch und Text. Literatur- und kulturhistorische Untersuchungen zur volkssprachlichen Schriftlichkeit im 12. und 13. Jahrhundert, Marburg Habilitationsschrift 2002, S. 217–227.

³² Ulrich von Zatzikhoven, Lanzelet. Eine Erzählung, hg. v. K. A. Hahn, mit e. Nachw. u. e. Bibliogr. von Frederick Norman (Photomech. Nachdr. d. Ausg. Frankfurt a. M. 1845), Berlin 1965.

und schlichteres.³³ Ohne daß eine erkennbare Verbindung zu Ulrichs ›Lanzelet‹ besteht, finden wir dieses lineare Modell bei Wirnt von Grafenberg wieder – ebenso wie die in sich konfliktfreie Figur des Protagonisten und das Element des Wunderbaren. Was ihn allerdings von Ulrich als Autor deutlich unterscheidet,³⁴ ist seine bewußte literarische Positionsbestimmung, die einerseits Bewunderung für seine Vorgänger ausdrückt, aber zugleich bedeutet, daß Wirnt souverän deren weitaus avanciertere poetologische und ästhetische Position ignoriert. Ich sehe darin eine bewußt signalisierte Konventionalisierung arthurischen Erzählens bei Wirnt von Grafenberg, und zwar im Rückgriff auf ein Erzählsubstrat, das schriftliterarisch für uns nur im ›Lanzelet‹ greifbar ist. Dieses narrative Muster ist das literarische ›Grundrauschen‹, das das prähartmannsche mit dem postwolframschen Erzählen verbindet und somit nach den sogenannten Klassikern zur Möglichkeit wird, die poetische Komplexität des Erzählens zu reduzieren.³⁵

Die Zuordnung eines Textes oder einer Gruppe von Texten zur ›Klassik‹ ist eine Konstruktion post festum.³⁶ Sie bezieht sich, angewandt auf den Artusroman, auf einen retrospektiv festgelegten Höhepunkt der Gattungsentwicklung, der in diesem Fall zeitlich mit einem Höhepunkt der literarischen Entwicklung insgesamt zusammenfällt. Die Anwendung dieses Schemas auf den deutschsprachigen Artusroman ist äußerst beliebt und auch noch Ordnungskategorie der jüngst erschienenen Einführung von Volker Mertens.³⁷ Dort finden wir unter den klassischen Artusromanen die Werke Chrétiens und Hartmanns, aber auch den davon deutlich unterscheidbaren ›Lanzelet‹ Ulrichs. Der ›Wigalois‹ eröffnet dort die Gruppe der ›nachklassischen‹ Artusromane.

›Klassik‹ ist in dieser Verwendung weniger eine Kategorie der literarischen Wertung als der literarischen Periodisierung, denn der ›Lanzelet‹ ist, wie schon bemerkt, eine Kontrastfolie für die innovative ästhetische Leistung eines Chrétien de Troyes und eines Hartmann von Aue.

Im ›Lanzelet‹ spürt man keine definitiv nachweisbare Beeinflussung durch Hartmann oder gar Wolfram, so daß es wohl richtig ist, darin eine mehr oder minder getreue Wiedergabe der Vorlage zu sehen. Somit präsentiert sich dieser

³³ Kurt Ruh, *Der ›Lanzelet‹ Ulrichs von Zatzikhoven. Modell oder Kompilation?* (1975), in: Ders., *Kleine Schriften*, Bd. 1, hg. v. Volker Mertens, Berlin/New York 1984, S. 63–71; zuletzt: Zellmann (Anm. 31) u. McLelland (Anm. 31).

³⁴ Die Situierung des ›Lanzelet‹ und seiner Vorlage in die literarische Reihe des Artusromans beruht ausschließlich auf sogenannten Einflüssen, Motivparallelen und sprachlichen Parallelen, markierte Bezugnahmen auf Vorlagen und vorausgehende Werke bzw. deren Autoren, wie wir sie seit Hartmanns ›Erec‹ kennen, fehlen auffälligerweise, vgl. Isolde Neugart, in: ²VL 10 (1999), Sp. 61–68, hier Sp. 66.

³⁵ Unter dem Gesichtspunkt der »Rezeptionserleichterung« schon bei Mertens beobachtet (Anm. 23), S. 85f. u. 88f.

³⁶ Horst Thomé, *Klassik 1*, in: RLW 2 (2000), S. 266–270, hier 267.

³⁷ Volker Mertens, *Der deutsche Artusroman* (RUB 17609), Stuttgart 1998, S. 176f.

Text als Repräsentant einer Konvention arthurischen Erzählens, der das Bewußtsein fehlt, sich gegen eine andere Art des Erzählens absetzen zu müssen, wie es Chrétien im ›Erec‹ tut.

Aus dieser Perspektive ist die Leistung Wirnts weitaus höher einzuschätzen, denn er konventionalisiert arthurisches Erzählen nicht nur auf poetologischer, sondern auch auf religiös-moralischer Ebene im bewußten Verweis auf ein anderes Erzähl- und Sinnstiftungsmodell bei gleichzeitiger Anerkennung der artistischen Kompetenz seiner Vorgänger.

Was sich als Schwimmen gegen den Strom präsentiert und daher besondere Beachtung verdient, ist zugleich ein bewußter Rückgriff auf einfache und eindeutige Formen des Erzählens und der Sinnstiftung. Das ist – neben der selbstständigen Einbindung unterschiedlicher Texttypen und Redeweisen in den Gattungsrahmen des Artusromans – die eigentliche Leistung Wirnts von Grafenberg. ›Nachklassisch‹ ist dieser Text daher nicht aufgrund seines literarischen Werts, sondern allenfalls aufgrund seiner – nach wie vor umstrittenen – chronologischen Einordnung.³⁸

II. Der ›Wigalois‹ im Gespräch

Die zweifache Konventionalisierung auf narrativer und didaktischer Ebene erweist sich retrospektiv als Erfolgsrezept, als rezeptionsförderlich. 21 Handschriften des 13. Jahrhunderts verweisen auf diese Popularität.³⁹ Weitaus interessanter als diese quantitative Aussage sind aber die Reflexe des literarischen Gesprächs, in das Wirnts Text eingeht.⁴⁰ Innerhalb dieses Gesprächs geraten Autor und Text in das Spannungsfeld von Innovation und Konventionalisierung. Dieses Spannungsfeld kann ich im folgenden nur exemplarisch beschreiben, und ich werde mich dabei weitgehend auf das 13. Jahrhundert beschränken. Außerhalb des Horizonts bleiben die illustrierten Handschriften, insbesondere das Bildprogramm der Leidener Handschrift sowie die Umsetzungen des ›Wigalois‹ in Prosa und ins Jiddische. In diesen Fällen ist der mediale Wandel eine Innovation, der der Text sicherlich viel seiner ungebrochenen Bekanntheit über die Epochenschwelle des Mittelalters hinaus verdankt.

³⁸ Gerhard Lauer, *Klassik als Epoche – revisited*. Ein Beitrag zur Systematik des Epochenbegriffs, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 49 (2002), S. 320–328, verweist zurecht am Beispiel der Klassik des späten 18. Jahrhunderts auf die Notwendigkeit, literarische Kommunikation nicht auf Spitzenwerke zu reduzieren, da sonst die Komplexität einer Epoche und ihres Stils nicht beschreibbar ist (S. 328).

³⁹ Hans-Jochen Schiewer, ›Ein ris ich dar vmbe abe brach / Von sinem wunder bovme.‹ Beobachtungen zur Überlieferung des nachklassischen Artusromans im 13. und 14. Jahrhundert, in: *Deutsche Handschriften 1100–1400*. Oxforder Kolloquium 1985, hg. v. Volker Honemann u. Nigel F. Palmer, Tübingen 1988, S. 222–278; Christa Bertelsmeier-Kierst, Zur ältesten Überlieferung des ›Wigalois‹. Die Handschrift E, in: *ZfdA* 121 (1992), S. 275–290; Klaus Klein, Ein neues ›Wigalois‹-Fragment in Basel, in: *ZfdA* 122 (1993), S. 453–459.

⁴⁰ Vgl. Anm. 13.

In diesem Rahmen beschränke ich mich auf die ›Gesprächsspuren‹ beim Tannhäuser, bei Hugo von Trimberg und Konrad von Würzburg, ergänzt um zwei Rezeptionszeugnisse des 14. Jahrhunderts.

In den genannten Fällen ordnet sich die Rezeption in einen literarischen und literaten Bildungs- und Interessenhorizont ein als Element eines Gesprächsstoffs. Die wiederholte Erwähnung setzt die Wiedererkennbarkeit voraus, das Wiedererkennen Kennerschaft, zumindest literarische Bildung. Kennerschaft ist gruppenkonstituierend und -stabilisierend. Das Einvernehmen der Gleichgesinnten läßt sich erproben und festigen. Letzteres ist vor allem beim Tannhäuser der Fall.

Literarische Kennerschaft

Der Tannhäuser, bekannt als literarische Gestalt in Ballade und Sage, war ein Lieddichter aus der Mitte des 13. Jahrhunderts.⁴¹ Vieles spricht dafür, daß er ein professioneller Autor war. Er hatte Beziehungen zu Friedrich II. dem Streitbaren von Österreich (gest. 1246). Darüber hinaus erwähnt er die Staufer, Friedrich II. und Konrad IV., sowie einen Herzog von Bayern. Seine Abhängigkeit von fürstlichen Gönnern dokumentiert am besten der VI. Leich, in dem er eine Reihe verstorbener und lebender adliger Gönner aufzählt, die sich um die literarische Kultur besonders verdient gemacht haben. Diese Daten erlauben uns, ein Bild von dem ›Gesprächskreis‹ zu bekommen, in dem seine Texte im Umlauf waren.⁴²

Er zeigt uns den ›Wigalois‹ im Kontext unterhaltsam inszenierter literarischer Kennerschaft. Sein IV. Leich ist im ersten Teil über weite Strecken eine Art ›Literaturquiz‹. Dort treten neben vielen literarischen Frauengestalten auch viele bekannte Helden des Artusromans, nur in vertauschten Rollen, auf.⁴³ In der Strophe 14 wird auch Wigalois erwähnt:

*Her Wigamur vor Kamvoleis
wol tet erz, als wirz han vernomen;
gen dem so hielt her Wigoleis
der was den froun ze dienste komen.*

*Tristan erwarp die künegin
von Marroch, als wir hoeren sagen.
ein moerin was diu heidenin.
der alden suln wir hie gedagen.⁴⁴*

⁴¹ Burghart Wachinger, Der Tannhäuser, in: ²VL 9 (1995), Sp. 600–610 u. 611–616, hier Sp. 600f. u. 611ff.

⁴² Joachim Bumke, Mäzene im Mittelalter. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1150–1300, München 1979, S. 191–228.

⁴³ Heinz Kischkel, Tannhäusers heimliche Trauer. Über Bedingungen von Rationalität und Subjektivität im Mittelalter (Hermaea 80), Tübingen 1998, S. 164–169.

⁴⁴ Der Dichter Tannhäuser. Leben, Gedichte, Sage von Johannes Siebert, Halle/Saale 1934, IV, 14 u. IV, 15, 55–62.

Wigamur kämpft anstelle von Gahmuret im Wolframschen Turnier vor Kanvoleis. Tristan wirbt um eine *moerinne*, wiederum wie Gahmuret, von dem wir kurz zuvor erfahren, daß er *als müezic saz* (IV,8,34). Die Verfremdung von Wigalois ist von der Gahmuret-Rolle abgeleitet, denn anders als für Parzivals Vater spielt der Frauendienst für Wigalois keine Rolle. In den beiden Strophen werden alle zitierten Protagonisten, Wigamur, Wigalois und Tristan, in die Gahmuret-Rolle gesteckt. Bemerkenswert ist, daß ein überlieferungsgeschichtlich so wenig erfolgreicher Artusritter wie Wigamur in das Spiel mit einbezogen werden konnte, was für dessen Aktualität zur Entstehungszeit des IV. Leichs spricht. Der ›Wigamur‹ ist nur noch in drei Handschriften erhalten, von denen zwei Fragmente sind.⁴⁵

Dieser Sachverhalt verweist darauf, daß wir den ›Wigalois‹ in einem Milieu ausgeprägter literarischer Kennerschaft finden, das Belesenheit bzw. Hörerfahrung bis in die filigranen Verästelungen der Gattung hinein voraussetzt, um Gefallen an dem Überbietungs- und Verwechslungsspiel des Tannhäusers zu finden. Der ›Wigalois‹ wird als Vertreter der Gattung bestätigt, obwohl er in den späteren Artusromanen weniger Spuren hinterlassen hat als andere Texte der Gattung.

Gleichstellung mit den ›Klassikern‹

An der Wende zum 14. Jahrhundert verändert sich die Situation. Der ›Wigamur‹ gehört nicht mehr dazu, wenn der *magister* und *rector scholarum* des Bamberger St. Gangolfstiftes, Hugo von Trimberg, in seinem ›Renner‹ vor der Lektüre verderblicher Literatur warnt:⁴⁶

*Alsô sint bekant durch tiutschiu lant
Érec, Íwan und Tristrant,
Künic Ruother und her Parcifâl,
Wigalois, der grôzen schal
Hât bejaget und hôhen prîs:
Swer des geloubt, der ist unwîs.⁴⁷
(V. 1221–1226)*

Ein Gattungsbewußtsein ist bei Hugo von Trimberg nicht erkennbar. Spielmannsepik, Tristanroman sowie Artus- und Gralroman werden in gleichem Atemzug als Repräsentanten einer Literatur vorgestellt, die keinerlei didaktischen Wert hat. In der Perspektive Hugos ist Wirnts ›Wigalois‹ zum Klassiker geworden und in seiner Beliebtheit bestätigt. Seine Popularität wird besonders

⁴⁵ Mertens (Anm. 37), S. 240–249.

⁴⁶ Rudolf Kilian Weigand, Der ›Renner‹ des Hugo von Trimberg. Überlieferung, Quellenabhängigkeit und Struktur einer spätmittelalterlichen Lehrdichtung (Wissensliteratur im Mittelalter 35), Wiesbaden 2000, S. 214–218.

⁴⁷ Hugo von Trimberg, Der Renner, Bd. 1–3, hg. v. Gustav Ehrismann (StLV 247–49), Stuttgart 1908–09.

hervorgehoben. Bestätigt wird dies durch die explizite Nennung des Textes an zwei weiteren literaturkritischen Stellen (V. 16199; V. 21641).⁴⁸

Um 1300 rückt Wirnts ›Wigalois‹ damit in die Position ein, die hundert Jahre früher nur Veldeke, Hartmann, Wolfram und Gottfried zugestanden wurde (bezogen auf Werke und Autoren). Es darf auch bezweifelt werden, daß die Ablehnung des ›Wigalois‹ auf tatsächlicher Kenntnis des Textes beruht, denn die Vorliebe Hugos für Freidank, Spruchdichtung und Exempla hätte den sentenzsatten ›Wigalois‹ zu einem lohnenden Objekt seines Interesses werden lassen können. Entscheidend ist aber, daß Hugo den ›Wigalois‹ um 1300 als bekannten und beliebten Text vorstellt.

Konrads Innovation

Beide Beispiele zeigen exemplarisch, wie sich im Verlaufe eines Jahrhunderts Wirnts Werk in das literarische Gespräch einschreibt. Diese außergewöhnliche Karriere von Wirnts ›Wigalois‹ spiegelt sich auch in dem außerhalb lyrischer Kontexte singulären Phänomen, daß ein Autor einen anderen zu einer literarischen Figur umgestaltet, d. h. als Exempelfigur nutzt. Konrad von Würzburg tut dies in der Erzählung ›Der Welt Lohn‹.⁴⁹ Der kleine Text beginnt mit der Vorstellung eines Ritters:

*Ir werlte minnaere
vernement disiu maere,
wie einem ritter gelanc
der nâch der werlte lône ranc
beidiu spâte unde fruoc.
er dâhte in manige wîs dar zuo
wâ mite er daz begienge
daz er den lôn enphienge
wertlicher êren.
er kunde wol gemêren
sîn lob an allen orten,
mit werken und mit worten
sîn leben was sô vollebrâht
daz sîn zem besten wart gedâht
in allen tiutschen landen.
[...]
als uns diu buoch bewîsten
und ich von im geschriben vant,
sô was der herre genant
her Wirent dâ von Grâvenberc.⁵⁰
(V. 1–15 u. 44–47)*

⁴⁸ V. 16199: *Dirre wil den ritter mit dem rade*, [...]; V. 21641: *Wigolais und Enêas*.

⁴⁹ Rüdiger Brandt, Konrad von Würzburg. Kleinere epische Werke (Klassiker-Lektüren 2), Berlin 2000, S. 115–130 ohne aufschlußreiche Hinweise zur Literarisierung des Autors Wirnt von Grafenberg.

⁵⁰ Konrad von Würzburg, *Der Welt Lohn*, in: Kleinere Dichtungen Konrads von Würzburg, hg. v. Edward Schröder (Nachdruck d. Ausg. v. 1924), mit einem Nachwort von Ludwig Wolff, Dublin/Zürich 101970.

Der Autor Wirnt von Grafenberg wird bei Konrad zum idealen Weltritter literarisiert, der in seinem Zimmer sitzt und Liebesgeschichten liest. Eine atemberaubend schöne Frau kommt auf ihn zu, bedankt sich für seinen steten Dienst und stürzt Wirnt in allergrößte Verwirrung. Er kann sich nicht mehr erinnern, dieser Frau jemals gedient zu haben. Er versucht, sich mit wohlgesetzten Worten aus dieser Situation zu befreien, und sichert der ihm unbekanntem Dame zu, ihr gern erneut zu dienen. Sie stellt sich ihm als Frau Welt vor, der alle dienen, und zeigt ihm dann, wem zu dienen er sich bereit erklärt hat:

*ir lîp was voller blâtern
und ungefüeger eizen,
fliegen unde âmeizen
ein wunder drinne sâzen,
ir fleisch die maden âzen
unz ûf daz gebeine.
si was sô gar unreine
daz von ir bloeden lîbe wac
ein alsô egeslicher smac
den niemen kunde erlîden.
(V. 222–231)*

Wirnt erstarrt das Blut in den Adern. Er kehrt seiner Familie den Rücken, nimmt das Kreuz und weiht sein Leben dem Heidenkampf. Der zur Exempelfigur gewordene Autor Wirnt von Grafenberg wandelt sich vom *minnaere der werlte* zum Kreuzritter. Er vollzieht eine innerweltliche *conversio*, die die seiner literarischen Figur, des Wigalois, widerspiegelt. Heidenkampf, Descensus in die Hölle und Begegnung mit dem Teufel kennzeichnen den zweiten Aventureweg von Wigalois. Wirnt bietet mit seinem Protagonisten einen frommen Rittertypus an, der *âne zwîvel*, d. h. im blinden Gottvertrauen alle höllischen Anfechtungen besteht. Konrads Rezeption bestätigt somit eine Interpretation des ›Wigalois‹ auf sehr ungewöhnliche Weise und kann als Indikator der Rezeptionsweise des Textes verstanden werden: Es ist ein Text mit vereindeutigter Sinnstiftung, der seine Dignität aus der vordergründig religiös-moralischen Didaxe gewinnt und sich damit zu lebenspraktischer Funktionalisierung anbietet. Konrad macht daraus ein kurzepisches Kabinettstück, das im Spiel mit literarischer Bildung durch Nennung Wirnts Aufmerksamkeit erzielt und den Hörer/Leser lange Zeit über die wahre Natur der schönen Dame im Unklaren läßt.⁵¹ Zugleich bestätigt Konrads innovatorischer Zugriff auf Wirnt von Grafenberg den Status des ›Wigalois‹ als ›kanonischen‹ Vertreter des höfischen Romans um 1300.⁵²

⁵¹ Reinhard Bleck, Konrad von Würzburg, ›Der Welt Lohn‹. Untersuchungen. Synoptische Edition (Litterae 112), Göttingen 1991.

⁵² Autorität des Autors und Popularität des Werks führte schon Christoph Gerhardt als Begründung für Konrads Literarisierung Wirnts an, vgl. ders., Überlegungen zur Überlieferung von Konrads ›Der Welt Lohn‹, in: PBB 94 (1972), S. 379–397, hier S. 388, Anm. 19. Die Überlieferung des ›Wigalois‹ ist mit einer Hs. des 13. Jahrhun-

Konventionalisierung zum Exemplum und zur Sentenz

Der konventionelle Held Wigalois und sein unkonventionell literarisierter Autor Wirnt von Grafenberg erreichen im 14. Jahrhundert dann endgültig exemplarische Qualität. Das erste Beispiel betrifft Konrads Erzählung, das zweite den ›Wigalois‹ selbst.

Dominikanische Predigt

Eine dominikanische Kompilation aus Predigten, Kurztraktaten, Exzerpten und Dicta, die vermutlich in oder für St. Katharinental bei Diessenhofen in der Nähe von Schaffhausen entstand (München, BSB, Cgm 531, fol. 127^{ra-va}),⁵³ überliefert zweimal dieselbe Predigt auf Allerseelen. Im Anschluß an den zweiten Predigttext folgt ein Exemplum, das im ersten Fall fehlt. Bekannt ist dieser Text unter dem Titel ›Von der welt valscheit‹; es ist die Transformation von Konrads ›Der Welt Lohn‹ in ein volkssprachliches Exemplum.⁵⁴ Die Beispielerzählung, die sich auf Konrads Text beziehen muß,⁵⁵ signalisiert zwar an keiner Stelle explizit die Verbindung zu Konrads Erzählung. Der unbekannte dominikanische Bearbeiter leistet aber Vergleichbares wie Wirnt als Autor in der Auseinandersetzung mit seinen markierten Prätexten: Die strukturelle Komplexität der Konradschen Vorlage wird reduziert. Der narrative Spannungsbogen der Begegnung Wirnts mit Frau Welt wird sofort zerstört bzw. auf wenige Worte reduziert: *Vnd do er lang nach allen seinem willen redt do chert sy sich umb vnd wolt von ym gan* (München, BSB, Cgm 531, fol. 127^{ra}). Die neue Funktionalisierung des Märe als Predigtexemplum zwingt zur Reduzierung des Erzählerischen auf das Notwendige, um Raum für den paränetischen und adhortativen Appell zu schaffen.

›*Disticha Catonis*‹

Das zweite Beispiel verweist auf die Wahrnehmung des ›Wigalois‹ als sentenzsattes, religiös-didaktisches, gnomisches Werk. Es verbindet die Lehre Gaweins für seinen Sohn Wigalois (V. 11518ff.) mit einer Auswahl aus den ›Disticha‹ und ›Proverbia Catonis‹ in deutscher Übersetzung. Die Entstehungszeit ist ungewiß. Die Überlieferung beruht auf einer Abschrift des 17. Jahrhunderts

derts im Oberrheingebiet schwach und kann nicht als Indikator für dessen Popularität in diesem Raum eintreten, vgl. Schiewer (Anm. 39), S. 248–253.

⁵³ Nigel F. Palmer u. Hans-Jochen Schiewer, Literarische Topographie des deutschsprachigen Südwestens im 14. Jahrhundert, in: ZfdPh 122 (2003), Sonderheft, S. 1–25, hier S. 7–15.

⁵⁴ Zu den volkssprachlichen und lateinischen Exempla im Umkreis von Konrads ›Der Welt Lohn‹ vgl. Bleck (Anm. 51), S. 143–149.

⁵⁵ Der Name Wirnts wird konserviert: *Man list von ainem herren der hyes der von grafenberg* (München, BSB, Cgm 531, fol. 127^{ra}).

(Johannes Gamans SJ) aus einer Amorbacher Handschrift des 15. Jahrhunderts.⁵⁶ Der Kompilator dieses sogenannten ›Amorbacher Cato‹ ersetzte den Prolog durch Gaweins Belehrung für seinen Sohn und kündigt das explizit in der Überschrift an:

*Hie hebet an Her Wigelis buch vnd glichet
sich dem Dutschen Catho*

›Cato‹

*Da keret Her Wigelis geynn gramancone
Her grauny der vatter sin,
der reyt mit yme besunder
Er sprach got sein woñder
an dir hat gethan
Dem saltu wesen vnderthan
Lieber sone nun merck disse meine wort
Vnd behalt sie stediges in deiner selden Hort
Bys bescheijden an allen dingen
Vnd nit lasz dich vertringen*

*Den freunden bisz gut
Deinen fynden trag hohen mü̃t
Vernijm gütliche armer lüde Clage
Vnd busze yren kommer alle tage
Bysze getrüwe. Vnd gut
Dugentfaltig vnd hochgemüt⁵⁷*

›Wigalois‹

*Dô kêrte der helt gegen Korntîn; (18)
her Gâwein, der vater sîn (19)
reit mit im besunder (20)
er sprach 'got hât sîn wunder (21)
und sîn genâde an iu getân (22)
ir sult im wesen undertân (23)
sun, nu merket disiu wort (31)
und behalt diu âne missetât (32)
sît bescheiden an allen dingen (34)
und lẫt niht verdringen (35)
die jugent iuwer sinne (36)
den vriunden sît geselliclîch (44)
den vînden traget hôhen muot (43)
vernemet armer liute klage (40)
und büezet ir kumber alle tage (41)
sît gewizzen unde guot (42)*

Aus dem *fili carissime, docebo* wird Gawans Rat für seinen Sohn Wigalois. Es ist einerseits Aufmerksamkeitssignal, das wiederum die Popularität des ›Wigalois‹ bestätigt, aber es ist auch mehr, denn Gawan gibt eine Lehre, und der ›Wigalois‹ tritt im Prolog auch programmatisch mit dem Ziel an, zu belehren: *Swer nâch êren sinne, / triuwe und êre minne, / der volge guoter lêre* (V. 20–22). Der Anspruch auf Belehrung erlaubt die Verbindung des ›Wigalois‹ mit den ›Disticha Catonis‹ in einem Rezeptionszeugnis und bestätigt damit zugleich die Wahrnehmung des ›Wigalois‹ als Lehre.

Konventionalisierung als Produktions- und Rezeptionsmuster

Ich will die Beobachtungen zusammenfassen und zugleich das Wagnis eingehen, den Einzelfall des ›Wigalois‹ vorsichtig zu verallgemeinern.

Die Produktion profaner Literatur in nennenswertem Umfang und von überraschender Qualität setzt im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts ein. Die An-

⁵⁶ Paul Lehmann, Die Bibliothek des Klosters Amorbach, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens 48 (1930), S. 264–300; Dieter Harmening, Neue Beiträge zum deutschen Cato, in: ZfdPh 89 (1970), S. 346–368, hier S. 360–368.

⁵⁷ Harmening (Anm. 56), S. 360f., V. 1–14; Wigalois (ed. Kapreyn), V. 11518–42.

nahme wäre unsinnig, daß es bis zu diesem Moment keine literarischen Aktivitäten im säkularen Bereich gegeben hätte. Neu sind die Schriftlichkeit und der poetologische und sprachlich-ästhetische Anspruch.

Die Gattung Artus- und Gralroman startet mit einer Serie außergewöhnlicher Texte, auf die Wirnt mit seinem ›Wigalois‹ reagiert. Die literarischen Anspielungen und das Lob seiner Vorgänger lassen keinen Zweifel daran, daß er mit der literarischen Szene vertraut ist. Er nimmt mit diesen Anspielungen das Gespräch mit Vorgängern und Publikum auf, bei denen er einen vergleichbaren Kenntnisstand voraussetzen kann. Sein Roman verweigert aber auf der strukturellen und gestalterischen Ebene die Nachfolge, gleich bleiben nur die Themen: ritterliche Bewährung, Transzendenz und Friedensherrschaft.

Er knüpft an ein Modell an, das – seltsam isoliert – durch den ›Lanzelet‹ Ulrichs von Zatzikhoven vertreten wird, mit dessen Text wir arthurisches Erzählen fassen, das dem Modell von Chrétien und Hartmann vorgängig gewesen sein dürfte. Die Leistung Wirnts besteht also auf der gattungspoetologischen Ebene in einer bewußt signalisierten Konventionalisierung arthurischen Erzählens. Gleichzeitig reichert er die Gattung mit gattungsfremden Erzählmustern an (Legende, Visionsliteratur, Chanson de geste). Konsequenz der Konventionalisierung des Erzählens ist zugleich eine Vereindeutigung der Rollen und Sinnstiftungen, denn die Anforderungen an die Rezipienten werden durch die Veränderungen in der strukturellen Komposition und der Personengestaltung abgesenkt. Signifikant ist somit eine doppelte Konventionalisierungsstrategie:

- Die poetologische Komplexität wird reduziert.
- Die religiös-moralische Didaxe wird vereindeutigt und lebenspraktisch funktionalisiert.

Diese Strategie erweist sich als rezeptionsförderlich, denn die Spuren des literarischen Gesprächs zeigen uns dann den Erfolg dieses Konzepts in der Rezeption des 13. Jahrhunderts:

- Beim Tannhäuser sehen wir den ›Wigalois‹ als Teil einer literarischen Reihe, aufgenommen in ein Spiel mit vertauschten Rollen, dessen unterhaltsame Qualität sich nur dem Kenner des höfischen Romans erschließt. Der soziale Ort dieser Literatur ist der Hof.
- Losgelöst von einer Bindung des literarischen Gesprächs an einen bestimmten Rezeptionsort, begegnet der ›Wigalois‹ dann als Repräsentant weltlicher Literatur im ›Renner‹ Hugos von Trimberg. Dort ist der Gattungskontext aufgehoben, der ›Wigalois‹ taucht als gleichberechtigter Klassiker, d. h. als ›kanonischer‹ Text neben den Werken Hartmanns, Wolframs und Gottfrieds auf. Seine Bekanntheit wird besonders herausgehoben.
- Diese offenkundig ungewöhnliche Popularität dürfte auch der Grund für die Literarisierung des Autors Wirnt von Grafenberg bei Konrad von Würzburg sein. Die Geschichte von ›Der Welt Lohn‹ erzielt ihre Wirkung auch ohne Kenntnis dieses Zusammenhangs, aber hier gilt im besonderen Maße, daß die

Wiedererkennbarkeit letztlich vor allem der Selbstbestätigung der mit dem Gegenstand Vertrauten dient. Das Einvernehmen unter Gleichgesinnten kann spielerisch erprobt und gefestigt werden und als Ausweis eines Anspruchs dienen, dazuzugehören. In diesem kennerschaftlichen Sinn ist ›Der Welt Lohn‹ eine literarische Novität.

- Zum Exemplum im Rahmen der Predigt konventionalisiert, verliert ›Der Welt Lohn‹ diese Dimension wieder.
- Die religiös-didaktische Dignität des ›Wigalois‹ findet ihren Widerhall im ›Amorbacher Cato‹.

Die Beobachtungen am ›Wigalois‹ sind kein Einzelfall und dürfen nicht auf die Neuproduktion von Texten im 13. Jahrhundert beschränkt bleiben. In diesen Kontext gehört auch die aktuelle Debatte um Fassungen und Bearbeitungen. Konventionalisierung in beiderlei Sinn – als Reduzierung der poetologischen Komplexität und als Vereindeutigung der religiös-moralischen Didaxe – ist in diesem Prozeß ein wesentlicher Parameter. Über die performative Aktualisierung der schriftlich konservierten Texte können wir keine Aussagen machen, um so wertvoller sind die Bearbeitungsspuren, die einen Trend erkennen lassen. Am Beispiel des ›Armen Heinrich‹ läßt sich diese konventionalisierende Tendenz zeigen.⁵⁸ Gleiches gilt mit graduellen Unterschieden für die ›Tristan‹- und ›Parzival‹- Fassungen der Münchner Handschriften G und M⁵⁹ und wohl auch für die C-Fassung des ›Nibelungenlieds‹, die dann in der Überlieferung dominiert.⁶⁰

⁵⁸ Hans-Jochen Schiewer, Acht oder Zwölf. Die Rolle der Meierstochter im ›Armen Heinrich‹ Hartmanns von Aue, in: Literarische Leben. Rollenentwürfe in der Literatur des Hoch- und Spätmittelalters. Festschrift für Volker Mertens zum 65. Geburtstag, hg. v. Matthias Meyer u. H.-J. Sch., Tübingen 2002, S. 649–667.

⁵⁹ Baisch (Anm. 12), S. 1–56.

⁶⁰ Joachim Heinzle, Mißerfolg oder Vulgata? Zur Bedeutung der C-Version in der Überlieferung des ›Nibelungenliedes‹ C, in: Blütezeit, Festschrift für L. Peter Johnson zum 70. Geburtstag, hg. v. Marc Chisca u. a., Tübingen 2000, S. 207–220.